

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 31/2 (2004)

DOI: 10.11588/fr.2004.2.63402

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Fakultätsarbeit führte, da diese Gruppe sich von vornherein als Minorität empfand. Ihre Mitglieder waren radikale Anti-Jansenisten, nicht aber automatisch pro-molinistisch eingestellt. Eine zweite Gruppe wird als »politiques« bezeichnet: Für sie waren Anti-Jansenismus und gleichzeitige Anlehnung an den König charakteristisch. Hiervon zu unterscheiden sind die »romains simples«, die ekklesiologisch ultramontan, aber moraltheologisch eher rigoristisch orientiert waren. Schließlich sind die »romains détournés« aufzuführen, das heißt grundsätzlich pro-päpstlich eingestellte Mitglieder, die sich aber im Laufe der Auseinandersetzungen auf den Boden der »sechs Artikel von 1663« stellten. All diese Schattierungen zeigen, wie vielfältig und wenig geschlossen sich die »Ultramontanen« darstellten. Ähnliches läßt sich für die »Gallikaner« sagen. Für die radikalen Vertreter dieser Gruppe, die keineswegs mit den Jansenisten gleichzusetzen sind, sondern die vornehmlich als radikale Jesuitengegner auftraten, sind enge Klientelbeziehungen zu den königlichen Ministern kennzeichnend. Daneben tummelten sich unabhängige Gallikaner, direkt außengesteuerte »gallicans sous influence«, und schließlich die relativ zahlreichste Gruppe der »gallicans simples«. Genauso wenig wie es einen festen gallikanischen Block gab, existierte je ein fest umrissener, in Texte gegossener Gallikanismus der Sorbonne. Dieser ergab sich vielmehr aus der Abfolge der Lehrentscheidungen, die sich erst ex post zu einem »Gallicanisme de Sorbonne« zusammensetzen lassen, der im letzten Kapitel zusammenfassende Behandlung findet.

Trotz der ausgebreiteten Masse an Fakten macht das Werk insgesamt einen unfertigen Eindruck. Der unglückliche Aufbau unterstreicht geradezu, daß eine moderne Geistes- und Institutionengeschichte der Sorbonne weiterhin ein dringendes Desiderat bleibt, deren berufener Autor Gres-Gayer sicher wäre. Zu diesem inhaltlich unfertigen Eindruck gesellt sich jener eines mehr als nachlässigen Lektorats. Daran, daß deutsche Titel in französischen Werken fehlerhaft zitiert werden, hat man sich fast schon resignierend gewöhnt, doch die über das normale Maß hinausgehenden Fehler in französischer Rechtschreibung und Grammatik (accords etc.) wirken störend. Unverzeihlich sind jedoch die Nachlässigkeiten in der Herstellung. Schon der erste Verweis auf die im prosopographischen Anhang aufgeführten Personen (S. 18, Nr. 178) findet sich dort nicht. Schließlich scheinen ganze Tabellen bei der Herstellung des Buches einfach vergessen worden zu sein! So sucht man das »Tableau général de la faculté« auf Seite 331 vergeblich, wo die Arbeitsanweisung »à rapporter« vom Hersteller offensichtlich übersehen wurde; dasselbe gilt für das »Tableau général de la faculté active – Les Romains« auf Seite 351. Angesichts der ansonsten hochwertigen Ausstattung und des durchaus stolzen Ladenpreises ist ein derart geballter Mangel an Sorgfalt unverstündlich und ärgerlich.

Nicole REINHARDT, Paris

Dominique DESLANDRES, *Croire et faire croire. Les missions françaises au XVII^e siècle (1600–1650)*, Paris (Fayard) 2002, 633 S.

Dominique Deslandres beschreibt in seiner fundamentalen, 633 Seiten starken Studie die Anfänge der französischen katholischen Heidenmissionen in der ersten Hälfte des 17. Jhs. Der Titel »croire et faire croire«, das heißt glauben und andere zum (richtigen, i.e. christlichen) Glauben bringen, beschreibt treffsicher die Motivation der Missionare, die tief religiös inspirierte Sendung, den christlichen Glauben dem neutestamentlichen Missionsauftrag Jesu Christi (Mt. 28, 16–20) entsprechend über die ganze damals bekannte Welt zu verbreiten, sowohl im Vorderen Orient als auch in Übersee »Heiden« zu taufen und die Bewohner der außereuropäischen Kontinente zu christianisieren.

Die in drei Teile mit insgesamt 27 Kapiteln untergliederte Monographie beschreibt zu Anfang die schwierigen und komplexen politischen und religiösen Rahmenbedingungen der französischen Missionen in der Frühneuzeit: Frankreich war um 1600 nach den jahr-

zehntelangen Religionskriegen zwischen Katholiken und Hugenotten innerlich zerrissen. Die Herrschaft Heinrichs IV. von Navarra bereitete mit dem Toleranzedikt von Nantes 1598 zwar den Boden für eine – wenn auch nur fragile und nicht dauerhafte – Koexistenz der beiden Konfessionen, die spätestens 1685 unter Ludwig XIV. ein gewaltsames Ende fand. Aber das Bestreben der römischen Kirche, die Calvinisten zum »rechten Glauben« zurückzuführen, blieb weitgehend erfolglos, da sich diese der Rekatholisierung widersetzen (S. 56). Ein neues Betätigungsfeld fanden französische Glaubensboten dagegen an der Peripherie Europas und in Übersee. Hier gab es Millionen ungetaufter Seelen, die – nach damaliger Lesart – darauf warteten, durch die Taufe vor der ewigen Verdammnis gerettet zu werden. Doch auch hier war der Spielraum Frankreichs eingeschränkt, denn die iberischen Mächte hatten die überseeische Welt mit päpstlichem Segen bereits unter sich aufgeteilt: Papst Alexander VI. hatte am 4. Mai 1493 die eben erst entdeckte außereuropäische »Neue Welt« in zwei Einflußsphären geteilt und den Kronen von Spanien und Portugal das uneingeschränkte Patronatsrecht übertragen – die missionarische Legitimation für die iberische »Conquista«. Frankreich dagegen erhielt durch den Vertrag von Vervins 1598 das Recht, in den Gebieten nördlich des Breitengrades der Kanarischen Inseln zu missionieren (S. 23, 201). Damit war das französische Betätigungsfeld auf den nördlichen Teil des amerikanischen Doppelkontinents sowie den Nahen und Mittleren Osten und Asien beschränkt – Süd- und Mittelamerika dagegen blieben ihm weitgehend verschlossen (Weltkarte der französischen Missionen S. 50). Eine Intensivierung französischer Überseeaktivitäten brachte die Gründung der römischen Kongregation »Propaganda Fide« 1622, durch welche die Kurie an den nicht uneigennütigen iberischen Patronatsmächten vorbei in der Weltmission tätig werden konnte: Allein von 1622 bis 1649 wurden weltweit 46 Missionen mit 300 Priestern unter dem Dach der »Propaganda« errichtet (S. 22), so etwa in China, Goa und Madras (Indien), im Nahen Osten, aber auch in »Nouvelle France« – dem heutigen frankophonen Teil Kanadas mit der Hauptstadt Québec (S. 46–49). Die seit 1611 von Jesuitenpatres wie Charles und Gabriel Lalemant, Paul Le Jeune, Jean de Brébeuf, Pierre Biard, Ennemond Massé und Charles Garnier betriebene Huronenmission nördlich des Ontario-Sees (Karte S. 203) konnte bald erstaunliche Bekehrungserfolge vorweisen (S. 208–229), litt aber nicht nur an dem in den überseeischen Missionen notorischen Personalmangel und infrastrukturellen Problemen wie den riesigen Entfernungen vom Mutterland und den damit verbundenen Nachschubproblemen, sondern auch unter ständigen Überfällen der feindlichen, für die Missionare fast unzugänglichen Irokesen, denen nicht nur die christianisierten Huronen, sondern auch Patres zum Opfer fielen, so zum Beispiel 1649 P. Isaac Jogues, der unter furchtbaren Marterqualen starb (S. 292). Die Huronenmission kam schon in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. weitgehend zum Erliegen, lange bevor Französisch-Nordamerika durch den Pariser Frieden 1763 an England überging. Auch im Nahen und Mittleren Osten – »les Indes de l'Europe« (S. 24) – wurden französische Missionare – hier sind besonders die Jesuitenpatres Nicolás Trigault, Alexandre de Rhodes und Étienne Le Fevre zu nennen – tätig, so im Heiligen Land und in großen Teilen des Osmanischen Reiches (S. 43f.). Den Franzosen kamen dabei wohl auch die traditionell guten Beziehungen ihres Königshofes zur Hohen Pforte zugute. Im Fernen Osten wirkten französische Patres u.a. in Indien (Goa und Madras), China (Macao, Canton), Cochinchina und Japan (S. 44f.).

Überhaupt waren die religiösen Orden, nicht der Weltklerus, Träger der Überseemission. Insbesondere die im Zuge der Tridentinischen Reform gegründeten bzw. erneuerten religiösen Gemeinschaften – Jesuiten, Kapuziner, Augustiner, Dominikaner, Franziskaner-Rekollekten, Lazaristen, Oratorianer, Doktrinierer, Sulpizianer und Barnabiten – stellten ihre personellen wie materiellen Ressourcen in großem Umfang in den Dienst des weltkirchlichen Missionswerkes (S. 23f., 35–40). Der Heilige Ignatius von Loyola hatte die Mitglieder des von ihm gegründeten Jesuitenordens von Anfang an darauf verpflichtet, auf Geheiß des Papstes jederzeit, notfalls unter Opferung des eigenen Lebens, in die Heiden-

mission zu gehen – und bereits der erste Jesuitenmissionar, der hl. Franz Xaver, ging mit entsprechendem Beispiel voran (S. 152–159). Die frühneuzeitliche Überseemission war eine fast ausschließliche Aufgabe der Männerorden; weibliche Gemeinschaften waren in Übersee viel schwächer und zudem nur in den kolonialen Siedlungen präsent (S. 84f., 356–363). Die Indianermission war in erster Linie Sache der Priester, die zur Spendung der Sakramente befugt waren. Ordensfrauen wirkten in Kanada meist in der Erziehung und Katechese der Indianerkinder in Quebec (Ursulinen) bzw. als Hospitalschwestern (Schwestern Unserer Lieben Frau von Montréal).

Der zweite Teil (S. 109–196) analysiert die geistesgeschichtlichen, religiösen und sozio-kulturellen Faktoren. Herkunftsmilieus, Sozialisationen und Mentalitäten prägten die Formen frühneuzeitlicher europäisch-überseeischer Kulturbegegnung und bestimmten das »Bild des Anderen« (S. 55f.), aber auch das Selbstbild, mit dem die Missionare ihr Wirken begründeten. Ungetaufte Angehörige nicht-christlicher Kulturen galten a priori als »sauvages«, als unzivilisierte »Wilde«, denen mit dem Licht des Glaubens auch die Werte französischer Zivilisation und Moral vermittelt werden sollten (S. 31f., 41f.). Der hl. François de Sales forderte die Missionare auf, diese armen Seelen der Herrschaft Satans zu entreißen – auch unter Hingabe des eigenen Lebens (S. 127–129). Die Bereitschaft zum Martyrium war grundlegende Voraussetzung für jeden Missionskandidaten – das Evangelisierungswerk in Übersee konnte jederzeit das (irdische) Leben kosten, und in der Tat zählte insbesondere die nordamerikanische Indianermission eine ganze Reihe von Märtyrern, die in der Heimat verehrt wurden und deren Schicksal neue Missionskandidaten anspornte und in größerer Zahl nach Übersee zog. Sowohl Erasmus von Rotterdam als auch Ignatius von Loyola beschrieben Missionare als »Soldaten Christi« in einem weltweiten Kampf mit dem Heerbanner des Antichristen (S. 17, 290). Die ignatianische »Zwei-Banner-Lehre« prägte als grundlegender Bestandteil der »Geistlichen Übungen« (S. 100–102) die jesuitische Spiritualität ganzer Missionargenerationen bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773 – die Aufklärer des 18. Jhs. geißelten diese Mentalität als »fanatisme« (S. 18), wengleich manche Autoren wie etwa Voltaire, ein ehemaliger Pariser Jesuitenschüler, eine gewisse Bewunderung für die Missionspatres am chinesischen Kaiserhof oder in den Reduktionen der Guaraní-Indianer Paraguays nicht verhehlten.

Die Begegnung mit den Ureinwohnern in Übersee, deren polygame, nicht sesshafte Lebensweise und zumeist animistische religiöse Riten wie zum Beispiel die Anthropophagie (S. 327–329), schienen dieses Selbst- und Fremdbild zu bestätigen und festigten die europäische Überzeugung von der Erlösungsbedürftigkeit dieser Menschen. Deslandres widmet daher zu Recht der missionarischen Dämonologie ein eigenes Kapitel (S. 428–445). Waren die Indianer erst einmal getauft und in den Anfangsgründen des Glaubens unterrichtet, wurden sie, wie manche Missionare freudig zu berichten wußten, keine schlechteren Christen als manche bretonische Bauern – denn auch im Mutterland stand es in religiösen Dingen vielerorts nicht zum besten. Nicht zuletzt deswegen engagierte sich zum Beispiel der Lazaristenorden stark in der ländlichen Volksmission. Sein Gründer, der hl. Vinzenz von Paul, hatte den großen Bedarf an »prêtres des champs« erkannt (S. 146).

Die Erfahrungen des missionarischen Alltags wurden in schriftlichen Berichten festgehalten und nach Europa gesandt, wo sie oft in gedruckter Form Verbreitung fanden, so zum Beispiel in den 1707 bis 1774 in Paris in 34 Bänden erschienenen »Lettres édifiantes et curieuses, écrites des missions étrangères par quelques missionnaires de la Compagnie de Jesus« (Neuedition durch Claude Reichler, Paris 1991). Diese monumentale Sammlung jesuitischer Missionsberichte aus allen Erdteilen, die beispielgebend war für ihr deutschsprachiges Pendant, den »Neuen Welt-Bott« des P. Joseph Stöcklein (5 Bde., Augsburg, Graz, Wien 1726–1761), weckte in Europa insbesondere bei der Jugend größtes Interesse für Übersee und entfachte bei vielen eine glühende Missionsbegeisterung. Nicht umsonst sprach der Jesuit P. Bernhard Duhr 1928 von der stetig wachsenden »Auslandssehnsucht« des 18. Jhs.

Daß die »Conclusion« (S. 447) mit nur gut einer Seite vergleichsweise knapp ausfällt, darf als Vorteil gewertet werden – sie beschränkt sich darauf, die wichtigsten Ergebnisse der Studie in Form eines knappen Abstracts übersichtlich zu resümieren.

Der umfängliche wissenschaftliche Anhang, bestehend aus dem Quellenverzeichnis (S. 457–475), der Bibliographie (S. 567–588) und dem Index der Orts- und Personennamen (S. 591–621), bieten dem Leser sicher wertvolle Hilfen, wenngleich Mängel unübersehbar sind: Die neuere, seit Mitte der 1990er Jahre erschienene Literatur wurde nicht vollständig berücksichtigt. So ist zum Beispiel der für diese Thematik ungemein wichtige Pierre Chaunu zwar mit drei älteren Titeln vertreten, nicht jedoch mit seiner neueren Studie, »Le basculement religieux de Paris au XVIII^e siècle« (Paris 1998). Auch wurde fast nur französisch- und englischsprachige Literatur berücksichtigt, während neuere einschlägige Titel etwa aus dem deutschen oder spanischen Raum kaum zur Kenntnis genommen wurden – mit Ausnahme älterer Autoren wie zum Beispiel Streit und Dindinger. Dies ist jedoch kein Spezifikum von Deslandres, sondern wohl eine Folge der leider oftmals festzustellenden geringen Affinität frankophoner Historiker zur deutschen Sprache. Zu monieren sind ferner leicht vermeidbare Druckfehler insbesondere bei der Schreibung indianischer Eigennamen: So wird im Text Seite 405 sowie im Index Seite 591 der Name eines christlichen Häuptlings mit »8ouetam8rat« (sic!) wiedergegeben – ein bei sorgfältigem Korrekturlesen offenbar vermeidbares technisches Umsetzungsproblem der Textverarbeitung! In formaler Hinsicht stört ebenfalls, daß die Anmerkungen nicht als Fuß-, sondern als Endnoten (S. 477–564) aufbereitet wurden, was den an Belegen interessierten Benutzer zu sehr häufigem zeitraubenden und den Lesefluß ungemein störenden Hin- und Herblättern zwingt. Zwar beeinträchtigen diese technischen Details nicht den substantiellen wissenschaftlichen Wert der Studie, jedoch sehr wohl deren Benutzerfreundlichkeit und äußeres Erscheinungsbild. In der Summe bleibt festzuhalten, daß Deslandres' Studie trotz kleinerer Unzulänglichkeiten einen erkennbaren Ertrag für die frühneuzeitliche interdisziplinäre Missionsforschung erbringen kann. Sie überzeugt nicht nur durch die über weite Strecken souveräne Bilanzierung des bereits erreichten Forschungsstands, sondern auch durch die Breite der ausgewerteten Quellenbasis. Es bliebe zu wünschen, daß im Falle einer Neuauflage die genannten Mängel verbessert werden.

Michael MÜLLER, Mainz

Élise FRÊLON, *Les Pouvoirs du Conseil souverain de la Nouvelle France dans l'édiction de la norme (1663–1760)*, Préface d'Albert RIGAUDIÈRE, Paris (L'Harmattan) 2002, 235 p.

Le titre de ce livre l'inscrit nettement dans le champ de l'histoire du droit et il serait dommage que cela détourne les historiens »généralistes« de lui accorder l'attention qu'il mérite. La propriété du *pays de la Nouvelle France* avait été concédée le 29 avril 1628 à cent négociants formant une Compagnie des Cent Associés. Un Conseil de la Compagnie avait ensuite été créé en 1647. En 1663, les affaires des associés vont mal et ils cèdent la Nouvelle France au roi. Celui-ci »crée, érige, ordonne et établit« alors à Québec un Conseil souverain »doté de pouvoirs juridiques et politiques considérables« (p. 19). Le Conseil est à la fois une Cour souveraine et un parlement (p. 23). Parlement parce qu'il détient les pouvoirs d'enregistrement et de remontrance et Cour souveraine parce qu'il connaît de toutes causes civiles et criminelles, souverainement et en dernier ressort. Il s'agit là de prérogatives très singulières quand on les compare à celles des autres Cours souveraines du royaume puisqu'elles font du Conseil souverain à la fois une juridiction et une administration. Pendant près d'un siècle le Conseil édicte la norme juridique et c'est ce pouvoir d'édicter la norme, en harmonie et non en conflit avec le pouvoir central qu'étudie ce travail.

La norme est double: royale, et le pouvoir local est alors associé au pouvoir central, et provinciale, et dans ce cas le pouvoir de création de la norme provinciale est partagé. Si bien